

Radio predigt

Martha Brun

**Das Wissen muss vom
Kopf ins Herz rutschen
und von hier aus Hände
und Füße bewegen**

Clara Moser Brassel

**«Maria durch den
Dornwald ging»**

Die biblische Maria

Herausgeber:
Katholischer Mediendienst und
Reformierte Medien

R.-katholische Radiopredigt
**Das Wissen muss vom Kopf ins Herz rutschen
und von hier aus Hände und Füsse bewegen** 3
Martha Brun, Theologin
Sonnenweg 3, 5314 Kleindöttingen

Evangelische Radiopredigt
«Maria durch den Dornwald ging» 7
Clara Moser Brassel, Pfarrerin
Hauptstrasse 60, 4133 Pratteln

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg,
Telefon: 026 425 87 40, Fax: 026 425 87 43, E-Mail: kanisius.verlag@bluewin.ch.
Erscheint wöchentlich. Einzelpreis sFr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.
Jahresabonnement zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, sFr. 52.–;
übrige europäische Länder: € 38.50 bzw. sFr. 56.– (inkl. Porto);
Übersee: € 40.50 bzw. sFr. 59.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

Das Wissen muss vom Kopf ins Herz rutschen und von hier aus Hände und Füße bewegen

«Ich habe ihn zu spät beachtet.»

«Ich dachte, andere schauen schon zu ihm.»

«Vor mir sind viele an ihm vorbeigefahren, da nahm ich an, dass schon jemand die Sanität benachrichtigt hat.»

«Ich bin vorbeigefahren, weil ich kein Blut sehen kann.»

«Ich hatte Angst, an einem Verunfallten etwas Falsches zu tun. Mein Samariterkurs liegt schon weit zurück.»

Solche Antworten kann man bekommen, wenn ein Unfall auf der Strasse simuliert wird, um zu beobachten, wie die Menschen darauf reagieren. Helfen sie? Wer hilft? Wer schaut weg und geht schnell vorbei? Mit den Antworten zu Beginn entschuldigen und rechtfertigen Menschen, warum sie nicht zu Hilfe kamen und den Verletzten liegen gelassen haben.

Lukas berichtet in seinem Evangelium, wie Jesus in einem Gleichnis auch eine solche Situation geschildert hat. Er will damit einem Lehrer des Gesetzes eine Antwort auf dessen Fragen geben. Und wie wir das von Jesus kennen, will er nicht den moralischen Drohfinger zeigen. Er will vielmehr weiterführen, dem Menschen eine neue Blickrichtung geben und damit einen guten Weg aufzeigen. Es soll ein Weg zum Leben sein. Der Gesetzeslehrer wollte zwar mit seinen Fragen Jesus herausfordern. Er wollte ihn auf die Probe stellen, weil er ihm wahrscheinlich nicht ganz traute. Und was geschieht? – Im Gespräch mit Jesus wird dieser Fragende ganz schön selbst herausgefordert.

In jener Zeit wollte ein Gesetzeslehrer Jesus auf die Probe stellen. Er fragte ihn: Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?

Jesus sagte zu ihm: Was steht im Gesetz? Was liest du dort?

Er antwortete: Du sollst deinen Gott lieben mit ganzem Herzen,

mit ganzer Seele, mit all deiner Kraft und all deinen Gedanken, und: Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst.

Jesus sagte zu ihm: Du hast richtig geantwortet. Handle danach, und du wirst leben.

Der Gesetzeslehrer wollte seine Frage rechtfertigen und sagte zu Jesus: Und wer ist mein Nächster?

Darauf antwortete ihm Jesus:

Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab und wurde von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn aus und schlugen ihn nieder; dann gingen sie weg und liessen ihn halbtot liegen.

Zufällig kam ein Priester denselben Weg herab; er sah ihn und ging weiter.

Auch ein Levit kam zu der Stelle; er sah ihn und ging weiter.

Da kam ein Mann aus Samarien, der auf der Reise war. Als er ihn sah, hatte er Mitleid, ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie. Dann hob er ihn auf sein Reittier, brachte ihn zu einer Herberge und sorgte für ihn. Am anderen Morgen holte er zwei Denare hervor, gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn, und wenn du mehr für ihn brauchst, werde ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme.

Was meinst du: Wer von diesen dreien hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der von den Räubern überfallen wurde?

Der Gesetzeslehrer antwortete: Der, der barmherzig an ihm gehandelt hat. Da sagte Jesus zu ihm: Dann geh und handle genauso! (Lk 10,25–37)

Eine solch lange Geschichte als Antwort hat der Gesetzeslehrer wohl kaum erwartet. Er hat keine weiteren Fragen. Ob für ihn alles klar war?

Jedenfalls ist er selber mitten drin in dieser Geschichte, er der sich treu am Gesetz festhält. Seine beiden Kollegen, der Priester und der Levit kommen fürs erste schlecht weg. Sie sehen den halbtoten Menschen auf dem Weg liegen und gehen weiter. Mehr

sagt Jesus von den beiden nicht. Sie hätten sicher eine Entschuldigung gehabt. Wenn sie nämlich von Jerusalem herunterkommen, haben sie wohl ihren Dienst im Tempel erfüllt. Sie gehen nach Hause und wollen sich an diesem Menschen nicht unrein machen. Das Gesetz gibt ihnen darin recht. Doch für Jesus kann weder das Gesetz noch der Gottesdienst rechtfertigen, an diesem Menschen vorbeizugehen.

In diesem Gleichnis vom barmherzigen Samariter korrigiert Jesus das Gottesbild, das gerade bei den Frommen im Land etwas schief hängt. Gott schaut nicht auf die Gesetze, sondern auf den Menschen. Das hat der Gesetzeslehrer nicht erwartet, er der das ganze Gesetz kennt und scharf darauf achtet, dass es auch eingehalten wird. Scheinbar ist dieser Dienst am Menschen wichtiger, als das Gebot für den Gottesdienst und das Gebet rein zu sein. Allem Anschein nach ist für Jesus genau dieser Dienst am Notleidenden der wahre Gottesdienst.

Doch wie war die Ausgangsfrage des Gesetzeslehrers an Jesus? «Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?» Jesus wollte wissen, was das Gesetz dazu sagt. Und ganz klar zitiert er als Antwort das Liebesgebot. Schliesslich kennt er das Gesetz. Das hat er studiert. Und das passt Jesus auch.

Für beide – für Jesus und den Gesetzeslehrer – ist das Liebesgebot das erste und wichtigste. Aber in der Auslegung und in der Anwendung scheinen Differenzen zu bestehen. Er will wissen, wo Jesus die Grenze der Nächstenliebe zieht. Wie weit reicht seine Verpflichtung? Jesus kennt keine Grenze. Wer am Nächsten, der Hilfe braucht und auf die liebende Sorge angewiesen ist, vorbeigeht, kann im Sinn von Jesus nicht behaupten, dass er Gott liebt. Das Wissen um das wichtigste und entscheidende Gebot ist gut, aber das allein genügt nicht. Es braucht das Tun. Das Wissen muss vom Kopf ins Herz rutschen und von hier aus Hände und Füße bewegen und das Leben bestimmen.

Die Frage nach der Begründung, wer denn Nächster ist, war für den Gesetzeslehrer der damaligen Zeit durchaus berechtigt. Für das

Gebot der Nächstenliebe gab es Ausnahmen. So wollten manche Pharisäer die Nicht-Pharisäer ausschliessen. Es galt auch die Regel, dass persönliche Feinde vom Liebesgebot ausgeschlossen werden können. Und «Samariter» war ohnehin zur Zeit Jesu ein Schimpfwort. Mit den Samaritern pflegten gläubige Juden keinen Umgang. Alles im Namen des Gesetzes und somit im Namen Gottes. Diese Barrieren räumt Jesus in seinem Gleichnis einmal mehr beiseite, weil er ein anderes Bild von Gott zeigt. Gottes- und Nächstenliebe sind bedingungslos unzertrennlich. Er fragt nicht nach Herkunft, Religion und Geschlecht. Gott lässt sich nicht durch ein von Menschen gemachtes Gesetzes-Schema einengen. So lässt Jesus also den Gesetzeslehrer gehen mit dem Auftrag: «Dann geh und tu genauso wie der Mann aus Samaria.»

Wie ist er wohl weggegangen? Was denkt er jetzt von diesem Mann aus Nazareth? Wurde er nachdenklich? War er wütend und jetzt erst recht gegen diesen Jesus? Oder ist er ihm vielleicht nachgefolgt? Auf diese Fragen finden wir im Evangelium keine Antwort.

Das muss wohl so sein, denn damit wird diese Frage an uns weitergegeben. Und wir stehen mitten drin in diesem Geschehen. Was machen *wir* damit, wenn Jesus sagt: «Geh und tue genauso wie der Mann aus Samaria, der nicht vorbeiging.»

Gerade in unserer Zeit, wo wir mit ganz unterschiedlichen Menschen, mit verschiedensten Sprachen, mit anderen Religionen, aus anderen Kulturen zusammenleben, ist der Auftrag Jesu hochaktuell und keine einfache Herausforderung. Auch heute sind Menschengruppen in Gefahr, zum Schimpfwort zu werden. Es ist nicht immer leicht, im täglichen Miteinander den Mitmenschen zu sehen und zu glauben, in diesem Menschen Gott zu begegnen. Doch die Liebe zum Gott Jesu bewahrheitet sich am Nächsten. Damit ist auch die Frage nach dem ewigen Leben beantwortet, das hier und jetzt beginnt.

Ich wünsche Ihnen in diesem Sinne viele gute und segensreiche Begegnungen.

«*Maria durch den Dornwald ging*»

Die biblische Maria

Ich möchte heute über die biblische Maria nachdenken, über die Mutter Jesu – eine Frau, die im Leben immer wieder gelitten, neu gehofft hat und aufgebrochen ist.

Marias Leben möchte ich mit dem Bild einer Rose vergleichen: Ein Weg voller Dornen – ein Weg aber auch voller Rosenblüten: zart, edel, zerbrechlich und duftend, aber auch dornig, aufrecht und hart. Sie kennen vielleicht das Adventslied: «Maria durch den Dornwald ging... da haben die Dornen Rosen getragen... Jesus und Maria.»

Es ist ungewohnt, mitten im Sommer über Maria zu reden. Maria gehört doch sonst vor allem in die Advents- und Weihnachtszeit: Maria als die werdende Mutter oder Maria im Krippenspiel als Erinnerung aus der Kindheit.

Doch Maria ist mehr. Und auch in den Evangelien findet sich mehr über Maria als dieses vertraute Bild. Danach möchte ich die Bibel durchforsten. Wie hat Maria gelebt, wie ist sie mit den Herausforderungen, den Aufbrüchen im Leben umgegangen? Wie hat sie auf Gott vertraut? Was kann sie mir heute bedeuten?

«**Hab keine Angst.**»

Gleich zu Beginn des Neuen Testaments hören wir von Maria. Der Engel Gabriel erscheint ihr und kündigt ihr die Geburt des Jesus Messias an. Maria ist zuerst überrascht, ja überrumpelt von dieser Erscheinung. Sie hat Angst. Sie ist noch so jung, etwa 14 Jahre, gerade erwachsen geworden. Alles ist ihr zu neu und viel zu viel. Der Engel beruhigt sie: «Hab keine Angst.» Maria kann es kaum fassen und beginnt zu fragen. Warum sie? Wie soll sie denn schwanger werden? Der Engel antwortet, und Maria beginnt ihre Aufgabe zu erkennen. Sie nimmt sie an, verbindet sie mit ihrem Glauben und kann dann schliesslich von Herzen ja sagen.

Ich bin beeindruckt, welchen inneren Weg Maria hier durchlebt. Maria braucht, wie wir alle, Zeit, ihn zu machen und das Neue anzunehmen. Das macht Maria für mich lebensnah. Sie hat Mühe, wie wir manchmal auch, auch ihr fällt nicht einfach alles in den Schoss.

Junge Frau in der Hoffnung

In einer nächsten Geschichte begegnet uns Maria von einer anderen Seite. Sie strahlt, singt, hofft. Überwältigt vom Engelsbesuch und dessen Botschaft besucht sie ihre ältere Freundin Elisabeth. Dort kann sie alles teilen und: Sie wird gesegnet. Ohne Worte sind sie sich nah, Elisabeth erfasst alles und segnet die junge schwangere Maria. Erfüllt von Freundschaft und Segen singt Maria das bekannte Lied von der grossen Hoffnung, das Magnifikat. Es erzählt kraft- und hoffnungsvoll von einer Welt, die für alle Menschen gerecht und friedlich wird. Maria ist beflügelt und ansteckend. Sie freut sich, ihren Teil zu übernehmen, damit diese Hoffnung wahr wird.

Ihnen ist vielleicht aufgefallen, dass ich noch nie von der Jungfrau Maria gesprochen habe. Im Urtext steht «junge Frau». Jungfrau ist eine falsche Übersetzung, die natürlich auch eine moralische Haltung der kirchlichen Tradition spiegelt. Maria ist für mich und viele Theologinnen und Theologen keine schwangere Jungfrau. Das löst zu viele biologische Phantasien aus, die nichts bringen. Maria ist, biologisch gesehen, durch ihren Mann Joseph schwanger geworden. Das Kind hat aber einen speziellen Auftrag, darum ist der geistige Vater auch Gott. Jesus soll den Willen Gottes in der Welt sichtbar machen – ein prophetisches Kind. Übrigens ist erst im 19. Jahrhundert in der katholischen Kirche die Jungfrauengeburt dogmatisiert worden. Eine Schreibtischerfindung. Verheerend für die Frauen, weil Maria als Jungfrau und Mutter unerreichbar geworden ist. Keine reale Frau kann gleichzeitig Jungfrau und Mutter sein. Also ein Vorbild, dem keine Frau je genügen kann.

Der Kummer um das Kind

Doch zurück zur biblischen Maria. Maria, die junge schwangere Frau voll Hoffnung, sucht ihren Weg durch den Alltag. Nach dem Besuch bei der Freundin geht sie zu ihrem Mann Joseph. Zusammen haben sie eine beschwerliche Reise nach Bethlehem vor sich. Die Geburt naht. Wir kennen die Geschichte: Herbergssuche, Stallgeburt, Besuch von oben, den drei Weisen. Und Besuch von unten, den Hirten.

Weniger bekannt ist die Erzählung, als Jesus nach acht Tagen im Tempel beschnitten wird. Da sagt der Prophet Simon zu Maria: «Dieses Kind ist von Gott bestimmt, viele in Israel zu Fall zu bringen und viele aufzurichten. Es ist ein Zeichen Gottes. Dich aber, Maria, wird der Kummer um dein Kind wie ein scharfes Schwert durchbohren.» (Lukas 2,35)

Welcher Schmerz gemeint ist, erfahren wir an dieser Stelle nicht. Aber wenn wir in den Evangelien der Beziehung zwischen Maria und Jesus nachgehen, finden wir mehr als genug davon.

Es beginnt mit dem Kindermord von Herodes. Maria und Joseph müssen flüchten. Im Asylort Ägypten bleiben sie einige Jahre, bis sie nach dem Tod von Herodes in ihr Heimatdorf Nazareth heimkehren können – eine schwere, ungewisse und gefährliche Zeit. In Nazareth haben Maria und Joseph noch mehr Kinder bekommen. Maria wird eine scheinbar normale jüdische Frau und Mutter – mit Schwierigkeiten mit ihrem Sohn, wie sie wohl viele Mütter haben. Zum Beispiel:

Jesus ist 12 Jahre alt und wird als Erwachsener gefeiert. Im Tempel Jerusalem setzt er sich zum ersten Mal von den Eltern ab. Maria ängstigt sich um ihren Sohn und sucht ihn. Sie ist außer sich. Und als sie ihn findet und ihm ihre Sorgen um ihn erzählt, wird Jesus frech und meint, er sei hier im Tempel zu Hause. – Sie will ihn umsorgen – er pubertiert. Die beiden reden aneinander vorbei.

Erfüllte Hoffnung und schmerzvolles Loslassen

Maria hat nicht vergessen, dass Jesus mit einer besonderen Hoffnung verbunden ist. Vielleicht hat sie sich manchmal gefragt, wann und wie diese denn zum Tragen käme. Vielleicht ist sie mit

den Jahren auch ein wenig ungeduldig geworden. Jesus ist doch der Messias. Er soll doch einmal sagen, wer er ist. Oder beginnt Maria an allem zu zweifeln?

An einer Hochzeit zu Kanaa ermuntert sie ihren Sohn mütterlich, sich doch endlich zu erkennen zu geben... Sie gibt ihm den Impuls, drängt ihn. Und das hat kein Kind gern. Maria probiert, meint es gut, für eine grössere Sache, für Gott. Aber sie erntet eine harte, dornige Reaktion. Jesus spricht seine Mutter distanziert an als «fremde Frau». Und sagt, das gehe sie nichts an, seine Stunde sei noch nicht gekommen. Trotzdem verwandelt er Wasser in Wein. – Es ist der Anfang seiner Verkündigungszeit geworden. Die Mutter hat doch erreicht, was sie wollte, aber es schmerzt sie in doppelter Weise: Ihr Sohn distanziert sich öffentlich von ihr, und sie muss ihn loslassen. Er geht jetzt seinen eigenen Weg. Er geht von zu Hause weg.

Dann bekommt Maria zu Ohren, was für einer ihr Sohn sei: Eigenwillig sei er, er spreche gegen die Pharisäer, er halte das Gesetz nicht ein, er verkehre in schlechter Gesellschaft. Was mag da in der Mutter vorgegangen sein? Wurde sie unsicher? Begann sie an sich zu zweifeln? Habe ich alles falsch gemacht? Sie will mit Jesus reden, besser: ihn zur Rede stellen. Aber er weist sie ab. Erfolglos kommt sie zurück. Er hat sie wie eine fremde Frau behandelt. Seine Familie seien die, die wie er an Gott glaubten. Maria spürt einen tiefen Graben zwischen ihm und sich. Sie hat ihn lieb – und er lehnt sie ab. Sie hat keinen Anspruch auf ihren Sohn. Diese Distanz, dieser Stachel tut weh. Der tiefste Punkt in der Beziehung Maria und Jesus.

Aber es ist nicht der Schlusspunkt. Wie Maria dann doch noch den Weg zu Jesus gefunden hat, wird uns leider nicht erzählt. Aber sie hat einen Prozess durchgemacht und den Weg von Jesus akzeptiert.

«Das ist dein Sohn» – neu anfangen

In der Bibel lesen wir von Maria erst wieder, als sie Jesus ganz nahe ist: am Kreuz. Maria ist dabei, als ihr Sohn am Kreuz mit der Dornenkrone leidet und dann stirbt. Sie leidet mit. Und da sagt Jesus zu ihr, ganz einfühlsam und tröstend: «Schau Mutter, das ist

von nun an dein Sohn.» Und zum Jünger sagt Jesus: «Schau, das ist von nun an deine Mutter.» Maria verliert zwar Jesus, aber sie wird beschenkt mit einer neuen Familie – der Familie, die aufs Gleiche hofft, das Reich Gottes. Sie gehört der Jesusbewegung an, die weitermacht. Sie hat erkannt, dass sie als Mutter kein Vorrecht auf ihren Sohn haben kann, und sie hat eine Beziehung gefunden zwischen zwei gleichwertigen Menschen, die miteinander die Liebe Gottes suchen.

Leben – dornig und rosig

Marias Lebensweg fasziniert mich. Immer mehr. Denn ihr Weg, ihr Glaubensweg ist nicht einfach perfekt, gradlinig. Immer wieder stösst sie an Grenzen. Sie muss lernen loszulassen und neu anzufangen. Mir wird immer klarer: Maria ist nicht nur die werdende und glückliche Mutter von Weihnachten. Maria ist reicher, lebendiger. Ich spüre aus den Evangelien ihre Vielfalt und finde den Bezug zu unserem Glaubensalltag. Auch wir dürfen unsicher sein, wie Maria, und uns Zeit nehmen, um mit Herausforderungen klar zu kommen. Auch wir können hinschauen mit Kopf und Herz, bevor wir vertrauen und glauben. Auch wir dürfen mit Freundinnen reden und daraus Kraft holen zum Hoffen, Singen und Visionen haben. Wie Maria müssen auch wir loslassen, von Vorstellungen und Bildern Abschied nehmen, von Beziehungen. Dadurch werden wir frei, lernen wir Neues kennen und wagen Schritte. Gott hat so eine breit gefächerte Frau ausgesucht als Mutter von Jesus. Keine Heldin oder Superfrau. Nicht fixiert auf eine feste Rolle. Sie darf sich verändern wie wir, angetrieben von der Hoffnung. Der Hoffnung auf Liebe und Gerechtigkeit.

Marias Leben kann ich, wie im Adventslied «Maria durch den Dornwald ging», mit dem Bild einer Rose vergleichen. Die Hoffnung duftet wunderbar. Sie treibt an, gibt Kraft in Zeiten der Dornen, wenn Stacheln schmerzen. Doch der Duft der Hoffnung treibt zum Weitergehen. Kraft ist der Duft der Rose, wenn sie nach Freundschaft, nach Liebe, nach gerechten Herzen riecht. Und dieser Duft lässt nicht mehr los. Die Sehnsucht nach einer Welt voller göttlichem Rosenduft.

Ich schliesse mit einem Gedicht von Kurt Marti. Es ermutigt, dass auch wir den dornigen und rosenduftenden Weg, wie Maria, suchen und gehen. Trotz allem.

Der Rat der Rose

Bleib aufrecht
rät die Rose
zeig Dornen
sei stolz
beuge dich nur
der Liebe.

Amen.